

Dankbar

Meine Eltern hielten sehr darauf, daß ich mich als Kind für jede Gabe dankbar, für jedes noch so unbedeutende Geschenk, ja, für jede selbstverständliche kleine Gefälligkeit bedanke. Meine Mutter meinte, das gehöre zur guten Erziehung, mein Vater aber war der Ansicht, daß diese Verpflichtung zum Dankbarsein auch für kleine und kleinste Dinge eine sehr wertvolle Beigabe sei für das ganze spätere Leben. Es sei das beste Mittel, um bescheiden und zurückhaltend in seinen Ansprüchen zu bleiben und sich gleichwohl die Freude am Leben zu bewahren. Er hat unendlich recht gehabt. Mir bieten und boten sich jagdlich geradezu ungeahnte Möglichkeiten. Ein Hirsch von 17 Pfund Geweihgewicht wäre für mich heute gar kein Problem mehr, ich könnte ihn, die notwendige Zeit vorausgesetzt, alljährlich in mindestens ein bis zwei Stücken erlegen und mit dem Stolz eines Indianerhäuptlings seinen Stalp an die Wand meines Wigwams schlagen. Ich tue es nicht, weil ich gefunden habe, daß die kleinen jagdlichen Freuden viel schöner und reiner sind als die sogenannten „großen“. Groß gemessen am Gewicht der Trophäe. Es trifft auf mich nun aber nicht etwa die Behauptung zu, daß ich infolge zu reichen und zu guten Genusses auf diesem jagdlichen Gebiet überfättigt sei. Keineswegs, ich weiß, daß andere Leute, die auf

uns die Erfüllung dieser Pflicht zu einem Erlebnis macht, das uns seelisch aufrichtet und uns neue Kraft zum Durchhalten gibt, so haben wir allen Grund, dafür dankbar zu sein, auch dann, wenn die jagdliche Beute nicht aus einem 17-Pfund-Geweih, sondern aus einer Ente, einem Rebhuhn, einem Hasen besteht.

Ich glaube, daß wir gar nicht oft genug gerade in jagdlichen Dingen zur Bescheidenheit in unseren Ansprüchen mahnen können. Nichts ist so verkehrt, als die Güte eines Jägers zu messen an der Menge und Stärke seiner Trophäen, dann wären ja die „Krautjäger“, die sich bestenfalls einmal zu einem 1a- oder 1b-Bock im Laufe des Jagdjahres aufschwimmen können, die schlechtesten Jäger. Gerade umgekehrt ist es oft. Jäger sein, heißt Idealist sein, seine Heimat lieben mehr als sein eigenes Leben, dankbar und zufrieden sein mit Wenigem. Der Wert der Jagd liegt weiß Gott nicht in der Stärke der Trophäen, sondern im inneren Erleben von Wald und Wild.

Wenn wir als eines der wichtigsten Ziele im Reichsjagdgesetz die qualitative Hebung unserer Schalenwildbestände herausgestellt und auch zum großen Teil erreicht haben, so war uns eben diese Qualitätshebung, d. h. die Heranziehung eines gesunden, zahlenmäßig geringen, wider-



W. Lorenz Rebhühner

anständige Weise und ordentlichem Wege viel weniger Gelegenheit haben, die Hirsche zu schießen, mich weit mit ihren „Erfolgen“ in den Schatten stellen. Sie haben mehr Zeit und weniger Hemmungen; aber ich habe diese armen, vom hochgradigen Trophäenimmel befallenen, ruhelosen Jagdgänger nie um ihre Schädelstätte beneidet. — Dankbar bin ich schon, wenn ich überhaupt nur wenige Stunden in Gottes freier Natur sein kann, — ums Schießen geht es mir wirklich nicht. Dann bin ich mit meinem Berufsjaeger zusammen (über einen eigenen Forstbeamten verfüge ich nicht), genieße mit ihm von Kamerad zu Kamerad die schönen Stunden fern von der Stadt und der Masse Mensch und habe nur den Wunsch, daß St. Hubertus mir diesen braven, tüchtigen und anständigen jagdlichen Weggefährten noch lange erhalten möge. Keineswegs bin ich der Auffassung, daß ich mit meinen Ansichten und Anschauungen auch in jagdlichen Dingen unbedingt recht habe. Die Jagdpapste waren mir immer ein Greuel. Aber in zwei Dingen habe ich mich niemals davon überzeugen lassen, daß meine Ansichten nicht den Nagel auf den Kopf treffen. Standesrücksichten gibt es im deutschen Waidwerk nicht. Wo zwischen Jagdherrn und Jagdbeamten nicht eine unzertrennliche, auf gegenseitigem Vertrauen aufgebaute Kameradschaft besteht, gibt es keine anständige Jagdausübung.

Der Jäger aber, der sich nicht an bescheidenen jagdlichen Freuden wirklich erfreuen kann, mag ein guter Schütze sein, ein deutscher Waidmann ist er nie und nimmer.

In dieser unendlich ersten Zeit, in der wir zu leben gezwungen sind, ist jedes, auch das geringste jagdliche Erleben an sich schon ein Gottesgeschenk. Jagdausübung ist heute Pflichterfüllung wie alles im Leben unseres Volkes. Wenn unsere innere Berufung zum Waidwerk

standsfähigen Wildstandes die Hauptsache, das Primäre. Daß sich diese qualitative Hebung dann in starken Geweihen und Gehörnen auswirkt, ist eine sekundäre, aber sehr angenehme Beigabe. Es wird kaum einen deutschen Jäger geben, der dem Verfasser des Artikels „Undankbar“ (Nr. 3) seine starken Trophäen neidet. Es kann nicht jeder in einem Jagdjahr x Hirsche und Böcke, Damischäufler und starke Sauen umblasen, „ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück“. Niemand wird ihn auch wegen der Erbeutung starker Trophäen anpflaumen, wie er befürchtet, obgleich man durchaus der Ansicht sein kann, daß wir Dabeingeblienen gewisse Verpflichtungen denen gegenüber haben, die an der Front stehen und sich einen guten Hirsch oder Bock tausendfach verdient haben. Um die starken Trophäen geht es gar nicht. Es geht vielmehr darum, daß durch den ganzen Artikel des Verfassers ein Hauch von dem weht, was wir als deutsche Jäger nun einmal gar nicht lieben und nicht haben wollen. Man vergleiche einmal die Schilderung eines Hermann Löns über seine anspruchlosen (was die Beute anbelangt) Jagdgänge mit unserem, durch den Trophäenimmel weitgehend beeinflussten jagdlichen Schrifttum; es wird niemand im Zweifel sein, was besser und deutschem Wesen angemessener ist.

Wenn ich mich entschlossen habe, einmal in aller Offenheit, so wie ich es mein Leben lang gewohnt war und bin, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, so keineswegs, um dem Verfasser des Beitrages „Undankbar“ wegen seiner guten Hirsche und Böcke eins auszuwischen, sondern um den Eindruck zu vermeiden, der vielleicht bei einem Laien entstehen könnte, daß wir Jäger alle diese Auffassung vom Waidwerk haben. Es handelt sich tatsächlich nur um eine Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Ulrich Scherping